Ein Wort

an die Herren Doctoren

Oelrichs und Watermeyer,

als Anhang zu meinen

Skizzen aus den Hanseſtädten

von

Eduard Beurmann.

Hanau,
Verlag von Friedrich König.
1836.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Ich wußte es wohl, man würde meinen Bemerkungen über den geſellſchaftlichen Zuſtand Bremens, in den Skizzen aus den Hanſeſtädten, Hanau bei F. König, 1836, keine gründliche Widerlegung entgegenſetzen können. Ich hatte meine Raiſonnements auf factiſche Verhältniſſe geſtützt. Wollte man jene entkräften, mußte man die Unwahrheit dieſer erweiſen, und gegen einen ſolchen Beweis war ich ſicher. Aber ich wußte es auch, daß ſich der Bremiſche Patriotismus, den ich Seite 78 meiner Skizzen in ſeinen Specialitäten geſchildert, nicht dabei beruhigen würde. Dieſer Patriotismus hat keinen Geiſt, er iſt eine Maſchine, ein altes, ehrwürdiges, ſchweinsledernes Vermächtniß, eine Gewohnheit. Solchen Dingen darf man nicht zu nahe treten: Gründe gibt es für ſie nicht.

Wer ihren Körper vernichtet, wer den alten Roland in Bremen angreift, der iſt ein Hochverräther. Es wird ſich ein Geſchrei gegen ihn erheben. Und der alte Roland des Philiſterismus iſt von mir angegriffen worden; ich habe ihm einen tüchtigen Streich verſetzt. Könnten die Steine in Bremen reden, ſie würden gegen mich zeugen.

Bis dahin hat Bremen zwei ritterliche Vertheidiger in den Bremiſchen Blättern (Bremen 1835, bei Geisler) gefunden. Dieſe Leute trüben kein Waſſer und reden ſogar der neuen Eintracht das Wort; aber ſo conſervativ ſie auch ſind, ſie müſſen ihre Zeitſchrift in Oldenburg drucken laſſen, weil ſie die Bremer Cenſur ſcheuen. Deutſchland, lies dieſen Bremiſchen Liberalismus und urtheile, ob ich Recht habe, wenn ich behaupte: es ſey in Bremen ſehr finſter. Herr Oelrichs ſchreibt Seite 21 (Novemberheft) Einige Worte über Vormundſchaftsweſen; aber wie räuspert er ſich, wie tief holt er Athem, wie entſchuldigt er ſich, „daß er nur eine Andeutung geben, einen Wunſch ausſprechen wolle.“ Eine ganze Seite voll Redensarten, daß man „nicht Alles gehen und treiben laſſen dürfe, wie es ſey,“ daß „auf ſolche

Weiſe ſchwerlich je etwas Gutes gefördert werden würde," daß man „tadeln müſſe, wo gefehlt werde, nachhelfen, wo Etwas mangele," bildet die Einleitung zu ſeinen Reform-Vorſchlägen. Und ſolche Beſcheidenheiten, ſolche in tiefſter Devotion gemachten Vorſchläge haben die Bremer Cenſur zu fürchten? Herr Watermeyer ſpricht Seite 28 (Decemberheft) ſogar von einer ehrerbietigen Beſcheidenheit gegen den Senat. Ich meine, eine republikaniſche Behörde könnte mit der Beſcheidenheit allein zufrieden ſeyn. Aber wenn die Bremer Freimüthigkeit nun noch gar eine ehrerbietige Beſcheidenheit, alſo das Non plus ultra von Beſcheidenheit, gegen den Senat an den Tag gelegt wiſſen will, ſo kann die Cenſur doch unmöglich Etwas dagegen einzuwenden haben? Wahrſcheinlich liegt auch der Grund, weshalb ſich die Bremiſchen Blätter unter den Schutz der Oldenburgiſchen Cenſur flüchteten, tiefer. Seite 28 und folgende (Novemberheft) ſpricht Herr Oelrichs nämlich von dem Bremer Kunſtverein und beginnt, „daß Bremen ſicherlich mit Holland, Flandern und Brabant in enger Verbindung geſtanden, daß, was ſich dort in ſchönſter Blüthe entfaltet, gewiß den Bremern nicht fremd geblieben ſey."

Für die Entfaltung in ſchönſter Blüthe führt Herr Oelrichs nun zuerſt die Deiche und Kanäle an, um ſpäter zur — niederländiſchen Malerkunſt überzugehen, von deren Einfluß die Bremer allerdings, neben den Deichen und Kanälen, einiges Weniges, kleine Privatſammlungen z. B., geſpürt haben. Aber zwiſchen den Deichen und der Kunſt liegt eine große Ermahnung der Bremer zur Dankbarkeit gegen die Holländer und Flamländer. „Sie müßten gegen dieſe „Völker dankbar ſeyn. Wer nicht erkenne, was „ihm von Andern Gutes gethan, vergeſſe auch „leicht die Dankbarkeit gegen Gott und habe nur „wenige Schritte zu den bedauernswertheſten Ge„ſinnungen.“ — Hierin würde nun vielleicht der Bremiſche Cenſor eine revolutionaire Hindeutung erblickt haben, einen Verſuch zum Verrath Bremens an Holland, zum Erſatz für Belgien; denn es mußte in der That auffallen, daß Herr Oelrichs plötzlich zwiſchen Deichen und Kunſt von Dankbarkeit gegen die Holländer und Gott ſpricht, ohne daß irgend Grund dazu. Somit mußte man vielleicht, um dieſen wichtigen Worten das imprimatur zu verſchaffen, die Oldenburgiſche Cenſur anrufen. In der That, es kann ein Bremer nicht wohl drei Zeilen ſchrei-

ben, ohne den lieben Gott zu Hülfe zu nehmen, oder auf den Katechismus zu verweiſen.

Das Gepräge der Bremiſchen Blätter hab' ich kurz angedeutet. Was nun die beiden Herausgeber derſelben betrifft, ſo erklären ſie, ſie werden in dieſen Blättern „mit Feder und Preſſe" meinem Angriffe unermüdet entgegenwirken. Ja, was helfen Feder und Preſſe, meine Herren, ohne Geiſt und Gründe. Sie ſind gute Juriſten; aber eine ehrerbietige Beſcheidenheit zeugt nicht von Geiſt; und die Dankbarkeit des Herrn Oelrichs gegen Holland zeugt höchſtens von einem kindlichen Gemüth. Endlich muß ich Ihnen auch ſagen, daß Sie einen höchſt mittelmäßigen Styl haben. Sie ſprechen Seite 10 (Decemberheft) von „edlem Wein," „ſchallenden Rundgeſang" „der poetiſchen Umgebung eines feierlich gewölbten Kellers." Das iſt der Humpen-Styl von Spieß und Kramer. Dieſe Redensarten ſehen wirklich wie ein „feierlich gewölbter Keller" aus.

Doch zur Sache! Was bringen Sie gegen mein Buch vor? Zuerſt als Motto den Ausſpruch eines alten Bürgermeiſters von 1646. „Ein ſolch' ohnartig Statt Kind iſt dieſer Menſch geweſen, dem doch Gott geſtewert, daß Er mit allem ſeinem Gifft nicht viel ſchaden können."

Das neunzehnte Jahrhundert verbündet ſich mit dem ſiebenzehnten; die Herren Watermeyer und Oelrichs citiren den Geiſt eines alten Ariſtokraten aus dem Grabe, da ſie ſelbſt keinen haben; nicht nur die Gegenwart, ſondern auch die Vergangenheit; nicht nur die Lebendigen, ſondern auch die Todten werden gegen mich in die Schranken gerufen. Ich, meine drei Schreibfinger und mein gutes Gewiſſen ſtehen allein. Dieſer bürgermeiſterliche Ausſpruch iſt eine Declamation für Kinder. Der Mann des neunzehnten Jahrhunderts hat die frommen Seufzer des ſiebenzehnten nicht zu fürchten. Der Bürgermeiſter ſpricht von „ſchaden.“ Wie kann ich Bremen mit meinen Skizzen ſchaden, wenn ihre Farben ſo grell ſind, wie Sie dieſelben ſchildern? Die Satyre ſchadet nie, ſie heilt. Glauben Sie vielleicht, meine Herren, daß Bremen Nachtheil aus meiner Behauptung, es habe die Julius-Revolution vorbereitet, erwachſen könne? Das war nur Scherz. Und den Auswanderungen nach Amerika, oder dem Tabakshandel wird mein Buch doch keinen Eintrag thun? Hat der Wallfiſchfang von mir zu fürchten? Ich zog gegen den Bocksbeutel zu Felde; und ſagen nicht die Herren Seite 34 (Decemberheft) ſelbſt, man

ſolle ſich in zukünftigen Bocksbeutel-Fällen den Namen „Beurmann“ entgegenrufen, wie die Amerikaner den Namen „Trollope.“ Bin ich mit Miß Trollope zu vergleichen, ſo bin ich kein Heroſtratus. Aber die Bremer ſind auch keine Amerikaner.

Was bringt man weiter gegen mein Buch vor? Man geht ſehr liſtig zu Wege, ſpricht zuvörderſt von meinem „offenbaren Schriftſteller-Talent,“ meiner „Witz-Ader,“ der „kekken und piquanten Schreibart der neuen Schule,“ um endlich — die Leſer werden ſchon ahnen, wo hinaus man will — mich für einen Genoſſen des — jungen Deutſchlands zu erklären. Was heut zu Tage einem Philiſter Anſtoß gibt, gehört zum jungen Deutſchland. Man begnügt ſich dabei, wie bei den Hexenproceſſen, mit den oberflächlichſten Indicien. Aber, meine Herren, weshalb gehör' ich denn zum jungen Deutſchland? Ich erkenne Seite 278 meiner Skizzen die Heiligkeit der Ehe ausdrücklich an, und wenn ich von Bremen ſage: man heirathe dort nicht ſowohl aus Liebe, als aus Geld, ſo iſt das doch kein frivoler Ausſpruch. Sehen Sie, meine Herren, man wollte mich mit meiner jetzigen Frau in Bremen nicht trauen, weil

ich unbemittelt war, keine dreihundert Thaler für das Bürgerrecht meiner Frau erlegen konnte. In Lübeck aber gestattete der Senat sofort die Trauung; ich wurde dort durch Senats-Decret vom 7. October 1829 zur priesterlichen Einsegnung gelassen, die Sie für die Moral nothwendig halten, die aber ein Bürger bei Ihnen für eine Fremde mit dreihundert Thalern erkaufen muß. Weil ich eine Auswärtige heirathete, ohne mir das Bremer Bürgerrecht zu kaufen, so verlor ich nun noch, nach Vorschrift des Gesetzes, das meinige dazu. Das ist mein „verschuldetes Exil." Was hätte ich in Bremen ohne Bürgerrecht anfangen sollen? Hiemit begegne ich zugleich Ihren zweideutigen Anspielungen Seite 8 (Decemberheft), die zwar keinen Lehrer, aber eine Frau beleidigen, die in Lübeck allgemeine Achtung genoß und der Professor Kunhart: daselbst in Nr. 10 (Jahrg. 1836) des Hamburger Correspondenten die ehrenwerthesten Concessionen macht. Zeugen Ihre Anspielungen von keinem schlechten Herzen? Und Sie wollen mir ein solches vorwerfen, mir, der ich zwei Lehrer in ihrer öffentlichen Stellung beurtheile.

Ich behaupte es nochmals: Der Eine war ganz Philologie, ganz Parorytonon, Proparo-

xytonon und Periſpomenon, obſchon ſonſt ein braver Mann, nur im Worte und Syntax befangen. Ich nannte ihn nicht, aber Sie erkannten ihn aus zwei Worten. Ich ſchrieb, er habe es übel genommen, wenn die Schüler nicht ſorgfältig Buch darüber geführt: wie viel mal aut — aut im Cicero vorkäme. Wäre die Bezeichnung unwahr geweſen, wie hätten Sie ihn erkennen können? Geht die Dankbarkeit ſo weit, daß ſie die Kritik zur Lügnerin machen ſoll? Fanden Sie Geſchmack an den philologiſchen Weitläufigkeiten des Einen und den ſchulmeiſterlichen Interpretationen des Andern, die ſich ſtets auf die Commentatoren ſtützten und aller Beredſamkeit und Euphonie entbehrten, ſo iſt darauf höchſtens zu erwiedern: de gustu non est disputandum. Aber wenn Sie durch die Behauptung, ich gehöre zum jungen Deutſchland, die Polizei anrufen, ſo appelliren Sie hier an das gute Herz des Bremer. — Ich habe in Frankfurt viele Freunde, wird mich Einer derſelben der Undankbarkeit zeihen können? Freimüthiges Urtheil iſt keine Undankbarkeit. Aber wenn der Bremer — leider auch oft der Deutſche — nicht an die Wahrheit appelliren kann, ſo wendet er ſich an das gute Herz. Das mußte ſchon Voß

gegen Stollberg erfahren. Ich wollte das Bremische Schulwesen meiner Zeit schildern. Ich mußte die Lehrer meiner Zeit beurtheilen. Ohne diese zu nennen, nannte ich mich. Das sollte mich schon gegen eine böse Absicht sicher stellen.

Höher Stehende aber — behaupten Sie — greife ich nicht direct an, ich fürchte, sie werden mich eine „schwer vergeltende Hand" fühlen lassen. Meinen Sie das? Ich denke, ich habe die Bremischen Zustände freimüthig genug besprochen, ohne mich um Hoch und Niedrig zu bekümmern, und es auf die „schwer vergeltende Hand" ankommen lassen. Ich habe auch eine Hand und eine Feder, die zu treffen weiß. Oder glauben Sie vielleicht, ich fürchte vor dem Oelbilde dieses, oder jenes Senators Abbitte thun zu müssen, wenn ich ihn in seiner amtlichen Stellung beurtheile, den republicanischen Beamten?

Wenn Sie meinen, man könne meinen Aussprüchen gegen Bremen keinen Glauben schenken, ich sey ein Verbannter, so frage ich Sie: soll man denn Ihren Aussprüchen für Bremen Glauben schenken, wenn Sie der Bremischen Herrlichkeit im Schooße sitzen? Einer von Ihnen Beiden ist ein Senats-Verwandter; der Andere ist zwar niederen Ursprungs — sein

Großvater mütterlicher Seite war, wenn ich nicht irre — ein Perückenmacher; aber er ſpielt den maitre de plaisir, den Courmacher der Bremiſchen Ariſtokratie ſeit mehren Jahren. Sein Vater hat ihm durch ſorgfältige Induſtrie die Mittel dazu gegeben. Hermann Watermeyer macht mich zum Catilina Bremens, um als Cicero zu gelten. Ich denke, hier muß das Ausland entſcheiden; denn meine beiden Gegner ſind nur Parthei, wie jeder andere Bremer. Ich habe Alles gegen mich: den Senat, die Advocaten, die Tabacks- und Weinreiſenden, ja ſogar einen Bürgermeiſter von 1646.

Aber die beiden Vaterlands-Vertheidiger ſprechen von meinem Haß gegen Bremen. Ich liebe Bremen, wie meine Vaterſtadt, wie den Friedhof meiner Jugend, wo ich meine Leidenſchaften bei Seite gelegt, wie eine Stadt, die viele natürliche Anlagen zur Humanität hat: Wohlthätigkeit, Rechtſchaffenheit und Einfachheit. Hab' ich nicht geſagt, die Wohlthätigkeit trete nirgends prunkloſer auf, als in Bremen? Aber ich haſſe, weil ich Bremen liebe, die Bigotterie und die Kopfhängerei, die es verunzieren, die gute „alte Sitte," die jedes rege geiſtige Leben ausſchließt, den Servilismus, der

einer Republik so schlecht steht, die „ehrerbietige Bescheidenheit," die nur Gnade und kein Recht verlangt, mit einem Worte, den alten Schlendrian des Materialismus, den Tod so vieler geistigen Fähigkeiten.

Daß alle diese Gräuel mehr, oder minder schwer auf Bremen lasten, dafür habe ich Thatsachen angeführt. Sind sie widerlegt worden?

Seite 9 und 10 (Decemberheft) versuchen meine Gegner, dem Mysticismus ein Alltagskleid anzuziehen. Sie können zwar nicht in Abrede stellen, daß es dort eine Parthei gibt, die „an die Persönlichkeit des Teufels" glaubt und die orientalische Poesie des Himmels als eine Gewißheit hinnimmt, daß diese Parthei anders Denkende für „im sündhaften Irrthum" befangen hält; aber das sey nicht Mysticismus, das sey eigentlich Nichts. Nein, meine Herren, das sind Unterthanen des Großherzogthums Hengstenberg, das ist der Mysticismus, wie er leibt und lebt. Der Glaube an die unmittelbare Einwirkung Gottes auf unsere Seelen, der Glaube, daß man sich direct mit demselben, wie mit dem Teufel verständigen, und die Intoleranz gegen anders Denkende sind das Wesen des Mysticismus. Wie derselbe sich äußert, ob mit Ho-

nig auf den Lippen, oder mit dem Schwerdte des Worts, darauf kömmt es nicht an. Seite 13 (Decemberheft) räumt man mir ſogar ein, daß ein „Viertheil“ der angeſehenen und einflußreichen Bremer dieſer Parthei angehöre. Aber Seite 15 (Decemberheft) meint man, dieſe Parthei habe doch ihr Gutes; „ihr Beſtehen müſſe jeder, der es mit der chriſtlichen Kirche gut meine, für eine Wohlthat halten.“ Warum? „Weil der Andächtige ſo für ſein Gemüth die ihm am meiſten zuſagende Nahrung finde.“ Welche milden Grundſätze! Der Myſticismus hat Streiter und Kämpen; für die Herrlichkeit der Unvernunft ſprechen Mallet und Anhänger mit der Stimme der alten Propheten; für den geſunden Menſchenverſtand tritt Keiner auf. Man führt die Freiheit des Geiſtes in die Knechtſchaft des alten Teſtaments zurück, zu den Strafen der Wüſte, zu dem Jehovah der Rache, und Keiner nimmt ſich der Armen an, die in dem finſterſten Spiritualismus umherirren, denen das gelobte Land nur aus dem Grunde gezeigt wird, damit ſie nie einen Fuß hinein ſetzen ſollen. Sie ſpeiſen Himmelsbrod und leben von den Heuſchrekken des Worts, während ihre Propheten „edlen Wein“ trinken, „ſchallenden Rundgeſang“ an-

ſtimmen und nicht nur die Poeſie des orientaliſchen Himmels, ſondern auch die „poetiſche Umgebung eines feierlich gewölbten Kellers“ verehren. Und das ſoll eine Wohlthat für die chriſtliche Religion ſeyn?

Dagegen meinen meine Gegner Seite 14 (Decemberheft), den Ausfall des „Kirchenboten,“ der das Organ jener Parthei iſt, habe ich noch ſchärfer geißeln können. Ich denke, ich habe hier genug geſagt. Und dann, iſt der Cenſor, der ſolchen „objectiven Injurien“ das **imprimatur** ertheilt, nicht tadelnswerther, als ein armer befangener Prieſter, der doch den Glauben für ſich hat und das Himmelreich?

Der Kirchen-Einigung, einer Bremiſchen Agende, ſind meine Gegner entgegen. Sie führen Seite 17 (Decemberheft) als Gründe an: „das große Werk der Kirchenbefreiung,“ den Namen „lutheriſch,“ die „Bibelüberſetzung,“ das Siegeslied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“ Welche Hinderniſſe für eine Einigung! Werden dieſe Vorzüge Luthern durch eine Union entzogen werden. Hat Amerigo Veſpucci Amerika entdeckt, oder Columbus? Als wenn ſich Luther nicht ein anderes Denkmal geſetzt hätte. Als wenn er überhaupt eines Denkmals bedürfte.

Lebt er etwa nicht mehr? Mich dünkt, er hat noch kürzlich, im Julius 1830, laut genug geſprochen. Er ſprach mit Kanonen und der Pariſer Sturmglocke. Seine Zeit iſt nicht vorüber. Der kirchlichen folgte die politiſche Reformation. Luthern folgte Mirabeau. Es ſind nur verſchiedene Namen und Formen für eine Idee. Aber meine Herren, was ſagen Sie denn zu der Hartköpfigkeit der Dom-Prediger, die ich Seite 114 meiner Skizzen ſo ergötzlich geſchildert? Können Sie es in Abrede ſtellen, daß dieſe Herren plötzlich darauf verzichteten, ihren alten Amts-Ornat mit dem eigentlichen lutheriſchen zu vertauſchen, als die reformirte Geiſtlichkeit ihnen mit demſelben zuvor kam? War das auch Liebe und Achtung für den Helden geiſtiger Freiheit? Dagegen habe ich Nichts einzuwenden, daß bei einer Vereinigung beider Gemeinden auch eine politiſche Gleichſtellung der bisherigen Lutheraner mit den bisherigen Reformirten ſtattfinden müſſe. Die würde ſich aber von ſelbſt machen. Und wie kann eine ecclesia pressa durch eine Verſchmelzung mit der herrſchenden Kirche noch mehr gedrückt werden? Sie wird ja, unter gleichen Rechten, ein Theil derſelben. Die preußiſche Dom- und Hof-Agende hat mehr lutheriſche, als

reformirte Elemente, obſchon der Hof reformirt war. Und dennoch widerſetzte ſich in Preußen das ſchwarze Lutherthum der Union.

Endlich kämpfen Sie auch für Tafel und Buch und für die neue Eintracht, und zwar ſo juriſtiſch, als hätten Ihnen beide Geſetzbücher die Vertheidigung ihrer Vortrefflichkeit übertragen. Aber wer wird Ihnen das glauben, was Sie ſagen? Wenigſtens Keiner, der Augen hat, zu ſehen. Dieſe Geſetze beſtimmen ausdrücklich, der Bremiſche Rath ſolle ein „vollmächtiger" ſeyn, und wenn es nöthig, ſo ſolle er mit denjenigen aus der Bürgerſchaft Rückſprache nehmen, die ihm die verſtändigſten dünken. Seite 21 (Decemberheft) kann man das wörtlich leſen. Wozu alſo ſo viel Sophiſtik, um darzuthun, daß durch dieſe beiden Grundgeſetze eine demokratiſche Verfaſſung begründet ſey? Sagen doch ihre Worte ausdrücklich das Gegentheil. Ich habe behauptet, die Bremiſche Republik ſey ohne demokratiſche Elemente. Ich habe behauptet, die Bürgerſchaft concurrire nur zum Schein bei den Rathswahlen. (Vier Senatoren und vier Männer aus der Bürgerſchaft ſchlagen drei Candidaten für die erledigte Rathsſtelle vor. Aus dieſen dreien erwählt der Senat allein den

neuen Senator; also hat der Senat durch die eigentliche Wahl den Ausschlag in Händen. Warum läßt man hier nicht eine „Kugelung" entscheiden, wie in Frankfurt a. M.? Als der Senat sich zu dieser Einrichtung verstand, verlangte er aber zugleich, daß die früheren Bestimmungen über die Verwandtschafts-Grade, die nach dem alten Gesetz der Wahl entgegenstanden, ermäßigt werden müßten. Dem Nepotismus wurde dadurch noch mehr Raum gegeben; denn man sah seitdem eng verschwägerte Personen neben einander im Rathsstuhl sitzen, ein Umstand, der früher nicht stattfinden konnte.) Ich habe behauptet, die Besetzung der öffentlichen Aemter gehe allein von dem Senate aus, und es gebe keinen höheren Beamten, keinen Gerichts- oder Regierungs-Secretair in Bremen, der nicht mit einem Hochedlen, Hochweisen Rathe verwandt sey, der Nepotismus walte in dieser Hinsicht sehr in Bremen. (Zum Beweis dieser Behauptung geben mir meine beiden Gegner sogar eine evidente Thatsache an die Hand. Sie erinnern daran, daß man einem ausgezeichneten Juristen, einem ehrenwerthen Mann, dem Dr. Donandt, der durch seine Bearbeitung des Bremischen Stadtrechts sich die begründetsten Ansprüche dar-

auf erwerben, noch keinen Wirkungskreis für seine Fähigkeiten erschlossen. Ich weiß sehr wohl, an welche Kleinlichkeiten sich der Bremische Patriotismus stößt. Das war auch bei diesem Manne der Fall, der glücklicherweise bemittelt war. Donandt hat sich bis auf diesen Augenblick noch mit dem „Ehrenwein" begnügen müssen; man konnte ihm die Bremische Bürgerkrone nicht verenthalten, aber zwischen ihm und einem Amte standen erbärmliche Rücksichten.) Ich habe behauptet, der Senat sey Administrativ- und Justizbehörde. Ich habe endlich behauptet, der Bürgerschaft, als Staatskörper, fehle eine innere Organisation; sie stehe dem Senate, wie ein Chaos, ohne Leben und verfassungsmäßigen Anhaltspunkt, gegenüber. Hat man eine dieser Behauptungen widerlegen können? Sind diese Thatsächlichkeiten demokratische Züge?

Aber die Herren berufen sich auf die Gewohnheit. Die Bremische Verfassung müsse man erst durch die Praxis studiren. Eine schöne Verfassung, eine vortreffliche Republik, die keine feste Basis hat, wo die Willkür die Stelle des Rechts vertritt! Welche Garantieen gibt eine solche Verfassung? Und was wird man durch das practische Studium derselben erfahren?

Vor allen Dingen, daß Rath und Bürgerſchaft nur angeblich die Hoheit des Staats bilden; denn der Präſident des Senats kann zum „Convent" einladen, wen er will. Sie ſagen ja ſelbſt, meine Herren, man müſſe ihm mit „ehrerbietiger Beſcheidenheit" das Geſuch um Zulaſſung vorlegen. Darin liegt ja auch ein Recht der Verweigerung; wozu ſonſt die Bitte? Alſo nehmen nur die vom Senat auserwählten Bürger an der Regierung Theil. Dieſer „Convent" iſt kein Ausſchuß der Bürgerſchaft. Wer nicht „ehrerbietig beſcheiden" bittet, wird nicht zugelaſſen. Iſt das etwa demokratiſch? hält die „ehrerbietig beſcheidene" Bitte auch nur einen entfernten Vergleich mit dem Rechte der „erbgeſeſſenen" Bürgerſchaft Hamburgs aus?

Weiter wird man erfahren, daß die „Conventе" ziemlich von der Willkür des Senats abhängen. Kann die Bürgerſchaft ohne Weiteres, direct und auf geradem Wege, einen „Convent" herbeiführen? Nein. Sie muß warten, bis der Präſident des Senats dazu einladen läßt, bis ihm ein „Convent" rathſam erſcheint. Freilich kann die Nothwendigkeit eines „Convents" eintreten, wenn es ſich um Finanz-Angelegenheiten handelt, wenn Abgaben zu be-

willigen ſind, pecuniäre Zugeſtändniſſe zu machen. Das iſt eine höchſt negative Nothwendigkeit. Hier kann nun die Bürgerſchaft die Initiative ergreifen; ſie wird es aber ſelten thun, weil meiſtentheils in ſolchen Fällen die Hauptſache eine augenblicklich dringende ſeyn wird. Iſt dieſe erledigt, ſo wird der Senat eine hierauf zur Sprache kommende Angelegenheit, die ihm nicht zuſagt, in Bedenk nehmen und mit einem nächſten Convent warten, bis wiederum in Betreff einer anderen Angelegenheit Gefahr im Verzuge. So ſorgt man für die Gegenwart, aber nicht für die Zukunft.

Endlich wird man erfahren, daß die Geld-Ariſtokratie hauptſächlich die Bürgerſchaft repräſentirt, weil man ihrer hauptſächlich bedarf. Ihr gibt man den Vorzug vor der Intelligenz. Deshalb wurden die jungen Docs juris vom „Convente“ ausgeſchloſſen, obwohl ſie früher eingeladen werden mußten. Und doch behaupten Sie, meine Herren Vaterlandsvertheidiger, es habe ſich ein „feſtes Herkommen“ geſtaltet, daß, wer einmal zum Convente eingeladen, immer wieder eingeladen werden müſſe, bis beſtimmte Gründe ihn ausſchließen?“ Die Gründe zu dieſer Ausſchließung waren nicht „Inſolvenz“ „Cri-

minal-Verbrechen," „Verluſt der juriſtiſchen Perſönlichkeit," ſondern ganz anderer Art. Der Senat wollte auch die Jurisprudenz von ſich abhängig machen. Sie, z. B., meine Herren, was würden Sie nicht in salutem reipublicae geſprochen, gehandelt, gekämpft haben; aber jetzt können Sie nichts Anderes thun, als die morſche, zufällige Verfaſſung vertheidigen; denn bei einem entgegengeſetzten Verfahren würde ein Hochedler und Hochweiſer Rath, fiele es Ihnen je ein, mit „ehrerbietiger Beſcheidenheit" um Zulaſſung zum „Convente" zu bitten, ſolchem Geſuche ſchwerlich willfahren.

Iſt, unter allen dieſen Vorausſetzungen nicht der Staat ſehr in den Händen des Senats?

„Hinſichtlich der Pflege von Wiſſenſchaft und Kunſt ſoll Bremen hinter keiner Stadt zurückgeblieben ſeyn, welche mit ihr unter gleichen und ähnlichen Verhältniſſen lebt." Das glaube ich wohl, aber Bremen lebt mit keiner Stadt unter gleichen und ähnlichen Verhältniſſen. Wo iſt ſo viel Myſticismus, wo ſo viel Materialismus? Wo gibt es ſo viel Eſſen und Trinken, wo ſo viele „Langkohl-Parthieen?" Man hat kein National-Muſeum, aber National-Gerichte. Welchem Bremer geht das Herz nicht über bei

„Pinkeln," „Grützwürsten," „Krüselbraten" u. s. w.? Wenn das sociale Leben aus Essen und Trinken bestände, so hätte Bremen sogar den Vorzug vor Frankfurt a. M. Aber es lebt auch eine Dame in Bremen, deren „seelenvolles Flügelspiel unvergleichlich erschien, bis Bremen Paganini's Adagio hörte!" (Das ist eine captatio benevolentiae des Herrn Watermeyer. Paganini's Adagio und ein seelenvolles Flügelspiel, welch' eine „unvergleichliche" Begeisterung! Wenn Herr Watermeyer Complimente machen will, so sollte er dabei doch etwas geistreicher zu Werke gehen. Hat Paganini deshalb die Bremer auf den Schwingungen seiner Töne zu den stygischen Fluthen und zu den Höhen der unsterblichen Götter getragen, damit es nun doch Etwas in der Welt gebe, womit das Flügelspiel einer Bremerin zu vergleichen sey? Was ist ein seelenvolles Flügelspiel gegen dämonische Gewalten? Jene Dame ist allerdings die Madame Récamier Bremens, aber von Geburt eine Hamburgerin.) Bremen hat auch einige Privatsammlungen von Gemälden! Heeren ist ein Bremer! Ja wohl, Coccejus auch. Treviranus ist ein Bremer! Den habe ich zu nennen vergessen. In der That bedarf er auch meiner Skizzen zur Unsterblichkeit nicht. Mich

wundert, daß man nicht Rotermund's Gelehrten-Lexicon Bremens von Neuem in den Bremiſchen Blättern abdruckt, um den Beweis zu liefern, daß Bremen eigentlich mit Wiſſenſchaft gepflaſtert iſt. Was beweiſet das für das ſociale Leben Bremens, für das geiſtige Leben der Bremer? Es erinnert höchſtens an Kotzebue's „deutſche Kleinſtädter," die die Vorzüge Krähwinkels aufzählen.

Und die Schauſpieler werden in Bremen geachtet? Wie können Sie nur das behaupten, meine Herren? Erhält in Bremen ein Schauſpieler Zutritt in das geſellſchaftliche Leben, iſt er nicht ganz auf ſich und die Oeffentlichkeit beſchränkt? Freilich können die Bremer Nichts dagegen haben, wenn ein reicher, und deshalb unabhängiger Bürger, eine Schauſpielerin heirathet. In dieſem Falle mag dieſe Schauſpielerin ſogar in die Soiréen gezogen werden, beſonders — wenn ſie ſingen kann. Man macht gute Miene zum böſen Spiel; man kann ſie doch nicht abweiſen. Aber ich kenne den Neveu eines Bremer Senators, der auch eine Schauſpielerin geehlicht hat, ein portreffliches Mädchen. Es ſind ſechszehn Jahre ſeitdem verfloſſen, aber die Frau führt nicht den Namen ihres Mannes

in der Kunſt, und man iſt ſorgfältig bemüht geweſen, ſie von Bremen fern zu halten. Ich denke, jeder Schauſpieler, der jemals in Bremen war, wird es mir bezeugen können, daß er als Künſtler wenig geachtet worden iſt. Schon der große Anhang des Myſticismus, der die Bühne dem Teufel verfallen glaubt, macht das einestheils erklärbar; anderntheils aber wird es durch den geringen Kunſtſinn der Bremer erwieſen, der es nicht einmal bis zu einer ſtehenden Bühne bringen kann.

Wenn die Herren Watermeyer und Oelrichs die Bremiſchen Jungfrauen „im Ganzen holdſelig“ nennen, ſo ſagt das im Ganzen wenig. „holdſelig,“ „ſeelenvoll,“ „unvergleichlich,“ ſind Redensarten. In meinen Skizzen mußte ich den Grundcharakter der weiblichen Bevölkerung beſchreiben, und ihm fehlt das poetiſche Element, die zarte Lyrik der Weiblichkeit. Im Durchſchnitte ſtößt man nur auf materielle Nerven und auf den reformirten Rigorismus, auf geſenkte Augen, bedächtige Worte, ſtumme Empfindungen. Es iſt unangenehm für mich, daß ich dieſe Schattenſeiten nicht übergehen kann, daß ich ungalant ſeyn muß. Aber die Damen ſind die Springfedern der Geſellſchaft, an ihnen

liegt das ſociale Leben; wie konnte ich ſie unbeſprochen laſſen. Uebrigens find' ich es ritterlich, daß Sie ſich der Bremerinnen annehmen, meine Herren. Sind Sie auch nicht Sieger in dieſem Kampfe, ſo ſterben Sie doch einen ſchönen Tod, und Thränen aus milden, blauen Augen ſind Ihr Todtenopfer, wenn das Vaterland Sie unter die Heroen verſetzt. Wird Bremen nach zwei Jahrhunderten wieder von einem „ohnartigen Stattkind" angegriffen, ſo wird man Ihre Namen nennen und die Bremiſchen Blätter von Neuem auflegen, man wird ausrufen: ſo ſprachen ſchon vor zwei Jahrhunderten u. ſ. w. In der That, meine Herren, Sie werden unſterblich werden, wie Cicero, oder wie Bürgermeiſter Meier.

Die ganze Vertheidigungsſchrift ſchließt endlich mit frommen Wünſchen, unter denen die hauptſächlichſten, daß man das Archiv auf dem Rathhauſe der Oeffentlichkeit erſchließen und ein neues Schauſpielhaus bauen möge. Der Erſtere wird nicht in Erfüllung gehen, obwohl ſelbſt monarchiſche Staaten hier eine Ausnahme machen. Der zweite wahrſcheinlich auch nicht. Es iſt die Geſchichte mit dem Berge und der Maus. Für

dreißigtauſend Thaler will man in Bremen ein Schauſpielhaus erbauen, einen Tempel der Muſen und Grazien. Aber der Architekt Nemberg hat bereits in den „Originalien" erklärt, daß die Bremer ſich arg verrechnet hätten; es ſey ganz unnütz, Baupläne einzuſenden, da kein Geld zum Bau verhanden. Es wird dem neuen Schauſpielhaus, wie der neuen Conſtitution ergehen; denn man kann ohne beide leben. Erzählte mir doch Hofrath Murhard, der Publiciſt, es haben vor Kurzem ein paar Bremer gegen ihn geäußert, man habe in Bremen längſt eingeſehen, daß man gar keiner neuen Conſtitution bedürfe. Freilich waren die Leute bei der alten ſehr reich geworden.

Die Reviſion der alten ehrwürdigen, halb pergamentnen, halb gewohnheitlichen Verfaſſung iſt nun beendet; aber Reiſende behaupten, der Senat habe erklärt, daß die Bürgerſchaft nur mit ja, oder nein auf die Arbeiten der Reviſions-Commiſſion zu antworten habe; Discuſſionen und Modificationen dürfen nicht weiter ſtattfinden. Iſt das demokratiſch? Iſt das dem Zeitgeiſte angemeſſen? Was will die Bürgerſchaft thun? Sie wird vielleicht ſo ſtolz ſeyn

und nein ſagen; denn zu einer Unterſuchung, ob ihr nicht ein Recht auf eine zeitgemäßere und aufgeklärtere Verfaſſung zuſtehe, hat ſie keine Gelegenheit; das Staats-Archiv einer Republik wird der Oeffentlichkeit verſperrt. Wem fällt hier nicht die Republik Venedig ein.

Von der Reviſion ſelbſt iſt mir noch Nichts zu Geſichte gekommen; vielleicht werd' ich ſpäter Gelegenheit haben, über ſie zu ſprechen.

Man wird in dem Vorſtehenden wieder viel Haß erblicken wollen, und doch — ich kann das wohl behaupten — hat die Liebe zu meiner Vaterſtadt mich nie verlaſſen. Sie ſaß auch, als ich dieſe Worte ſchrieb, an meiner Seite. Aber mein Patriotismus iſt nicht der Eurige; ich brüſte mich nicht mit Bremen, wie Ihr, ich rufe nicht aus: „Bremen repräſentirt das deutſche Vaterland gegen die Seemächte!“ Ja, da hat man die Bremer; ihr Patriotismus iſt ein ſeltſames Ding: die Vergangenheit liegt hinter ihm, wie ein dunkler Traum, er benutzt ſie höchſtens zu Chroniken und erzählt es breit und antiquariſch, wie einſt die Bremer die Hierarchie bekämpften, oder an der Oligarchie rüttelten; lebendig wird die Vergangenheit nicht in dem Bremiſchen Pa-

triotismus. Iſt ihm die Vergangenheit ein Traum, oder auch dann und wann eine juriſtiſche Wahrheit, wie Tafel und Buch und neue Eintracht, ſo iſt ihm die Zukunft ein dicker Nebel, ein undurchdringliches Geheimniß, deſſentwillen man die Intereſſen der Gegenwart nicht gefährden dürfe. Die Gegenwart iſt dem Bremer Alles. Und was iſt dieſe Gegenwart? Seite 5 (Decemberheft) kann man es leſen: „Wir ſind auf die Großartigkeit unſerer Handlungs- und Schiffahrtsverhältniſſe ſtolz, weil wir uns dadurch das Verdienſt erwerben, das deutſche Vaterland würdig gegen die Seemächte und die Staaten der neuen Welt repräſentiren zu helfen.“

Reißt die Scheidewände der Nationalität nieder, indem Ihr auf einen großartigen Weltbürgerſinn hinarbeitet; verbindet England, Frankreich und Deutſchland durch die großen Humanitätsfragen, die den Egoismus eines falſchen Patriotismus austreiben; einet die Menſchheit an einander. Wenn Ihr fertig zu ſeyn glaubt, ſo werdet Ihr unweit der Nordſee, unweit der Mündung der Weſer, ein Geſchrei vernehmen, ein Gewirr, als ſey der alte Roland auf dem Markte

in Bremen umgeſtürzt und die Bremiſche Freiheit, die jene alte Säule als ihr Palladium betrachtet, wehklage über das grauſe Fatum. Wenn Ihr nähere Erkundigungen einzieht, werdet Ihr vernehmen, daß das Geſchrei von den Bremern herrühre, die dem Senate erklären, ſie wollen ſich mit Niemand vereinen, weder mit England, noch mit Frankreich, noch auch — mit Deutſchland, ja nicht einmal mit dem deutſchen Mauth-Verband. Sie wollen nicht Weltbürger, ſondern Bremer, nicht Deutſche, ſondern Bremer ſeyn. Sie wollen als Bremer leben und ſterben.

Sehen Sie, meine Herren Vaterlandsvertheidiger, das iſt Bremiſcher Patriotismus. Den hab' ich nicht, und dennoch lieb' ich Bremen eben ſo innig, wie Sie, wenn auch auf andere Weiſe. Weil ich es liebe, deshalb ſchneid' ich in ſein Fleiſch und Blut, um jene entſtellenden Warzen der Engherzigkeit und des Mechanismus zu vernichten; Sie aber haben nur Pflaſter für meine Einſchnitte; Sie bedenken nicht, daß man oft eine Wunde erweitern müſſe, um den Eiter abfließen zu laſſen, daß man oft eine Wunde bluten machen müſſe, um ſie ſicher zu heilen.

Im Uebrigen verweiſe ich Sie auf das Nach-
wort zu meinen Skizzen aus den Hanſe-
ſtädten, das meine Geſinnungen erklärt. Ich
würde Ihnen nicht geantwortet haben, hätten
Sie mein „Herz“ in Ruhe gelaſſen. So aber
konnt' ich nicht umhin, Ihrer „Feder und Preſſe“
zu begegnen.